

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

212 (14.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Riesige Film-Pläne in Rußland

Der Film-Kurier vom 22. August bringt nachfolgende Meldung aus Moskau:

„Der Vorliegende der Sojusdetfilm, Schumiakts, der Nachfolger des „Verräters“ Kintin auf diesem Posten, tritt jetzt, nach einer sechsmonatigen „Reinigungsarbeit“, mit dem neuen Programm der Sojusdetfilm für das Jahr 1932 vor die Öffentlichkeit.“

Der Sojusdetfilm ist es, wie Schumiakts behauptet, in dieser kurzen Frist bereits gelungen, eine Reihe von Maßnahmen zu beschließen und einige Vorarbeiten an dem Körper des Sojusdetfilms zu leisten. Das größte Verdienst der Sojusdetfilm in dieser Zeit ist aber der Bau ohne ausländische Hilfe, einer eigenen Robustfabrik, die am 1. Juli in Betrieb genommen wurde.

Nach dieser produktiven Tätigkeit kann jetzt die Sojusdetfilm für das kommende Jahr 1932 ein „großes“ Programm aufstellen.

Dasselbe besteht aus 17 Punkten.

1. Es sollen 500 abendfüllende Filme hergestellt werden, deren Niveau im Vergleich mit der jetzigen Produktion bedeutend höher sein muß. Im Jahre 1931 waren es nur 232 Filme.
 2. Von diesen 500 Filmen sollen 80 abendfüllende Tonfilme und 20 Farbfilme sein.
 3. Die Besucherzahl der Kinos in der Sowjetunion soll bis auf 3 Milliarden gesteigert werden. Statt der 700 Millionen im Jahre 1930 und ca. 1 Milliarde im Jahre 1931.
 4. Der Umsatz soll 1 Milliarde Rubel erreichen. Im Jahre 1930 waren es 300 Millionen Rubel und 400 Millionen im Jahre 1931.
 5. Die Steuern und andere Abgaben der Filmindustrie sollen dem Staate 200 bis 220 Millionen Rubel bringen an Stelle der 20 Millionen im Jahre 1930 und der ca. 100 Millionen im Jahre 1931.
 6. Der Reingewinn soll 200 bis 220 Millionen Rubel betragen statt Null im Jahre 1930 und der ca. 17 Millionen Rubel im Jahre 1931.
 7. Eine neue gigantische Robustfabrik, die nach Fertigstellung 150 Millionen laufende Meter im Jahre geben könnte, soll, wenigstens in ihren Hauptteilen, in diesem Jahre gebaut werden.
 8. Drei neue große Filmfabriken sollen in Mittel-Asien, in Weiß-Rußland und in Ost-Sibirien gebaut werden, um einen Aufschwung des Nationalitäten-Films herbeizuführen.
 9. 100 bis 120 neue Großkinos sollen gebaut werden. Sie sollen im Durchschnitt nicht unter 1000 Plätze haben und hauptsächlich in den Städten und Erbkolonien errichtet werden, die zu neuen Stützpunkten der sowjet-russischen Industrie-Kultur geworden sind. Im Jahre 1930 war kein neues Kino gebaut worden, im Jahre 1931 waren es 12.
 10. 8500 Tonfilm-Kinos sollen in der Sowjetunion eingerichtet werden an Stelle der vier im Jahre 1930 (!) und der 100 im Jahre 1931.
 11. Das Kinonetz soll um 50 000 neue Einheiten vergrößert werden.
 12. Die Robustproduktion soll auf 50 bis 70 Millionen Meter erhöht werden an Stelle der 6 Millionen im Jahre 1931.
 13. In Gemeinschaft mit den entsprechenden Organisationen sollen 5000 bis 10 000 leichte Wanderkinos errichtet werden.
 14. Der Export ins Ausland soll verdreifacht oder vervierfacht werden im Vergleich mit dem vergangenen Jahre und sechs- bis siebenmal größer werden, als der Export im Jahre 1930.
 15. In den der Sojusdetfilm gehörenden mechanischen Fabriken und Werkstätten sollen 20 000 Aufnahmeapparate für den Schallfilm hergestellt werden, die nicht teurer als 200 Rubel pro Apparat werden sollen. Diese Produktion soll erstmalig aufgenommen werden.
 16. Dieselben Fabriken sollen 10 000 bis 11 000 Zusatzapparate schaffen, die jeden Vorführungsapparat auch für den Tonfilm brauchbar machen zu können.
 17. Die Anzahl der Arbeiter und Filmschaffenden in der Filmindustrie der Sowjetunion soll 200 000 bis 250 000 erreichen an Stelle der 50 000 im Jahre 1931.
- Schumiakts wendet sich zum Schluß an die russische Öffentlichkeit und an die kommunistische Partei insbesondere mit der Bitte um Unterstützung dieses Programms der Sojusdetfilm, das trotz seiner gigantischen Ausmaße erfüllt werden kann und muß.
- Rußland hat also die Macht des Kinos auf die Massen erkannt. Die Filme werden natürlich alle propagandistisch zugunsten der Herrschaft der Sowjetunion aufgezogen sein. Die russische Regierung weiß, was es heißt, den Film zu kontrollieren. In Deutschland ist man zu dieser Erkenntnis noch nicht gekommen. Die Zensur ist ein geradezu normales, gewalttätiges Gängelregiment aus. Die Einschränkungen des Besuchs gehen entschieden zu weit. Der Jugendliche kann ins Theater, ins Varietés, Kabarett, nur für den Filmbezug wird er bemutet. Mit 16 Jahren darf eine Frau in Deutschland

betreten, aber erst mit 18 ins Kino. Für die Theater werden Anstalten an Subventionen ausgegeben. Das Kino zahlt bis zu 20 Prozent Lichtsteuer. Im Reich kommen von den 5000 Lichtspielhäusern im Jahre etwa 40 Millionen Mark Lichtsteuer ein. Täglich gehen in Deutschland 1 Million Menschen ins Kino, jeder Deutsche über 18 Jahre geht einmal in der Woche ins Kino! Sollte der Staat nicht da auch ermägen, ob er nicht die Möglichkeit seines Einflusses, die ihm hier gegeben wäre, in anderer Weise auszunutzen sollte, als es bisher geschah. Die russischen Pläne könnten ihm hier ein Vorbild sein.

Sorgen, Sorgen, Sorgen

Was es eine Zeit, die mehr aller unserer Kräfte bedarf als gerade jetzt? Die Technik, der Verkehr, die Arbeitsmethoden, alles ist rationalisiert. Durch geistliche Organisation will man mit wenig Kraft das Höchstmögliche erreichen und all das ist dazu angetan, den Menschen heilich zu zermürhen. Der Mensch wird mehr und mehr Sklave der von ihm beherrschten Wirtschaft und ihrer Methoden. Der Mensch wirtschaftet alles aus sich heraus, jedoch kein körperliches Gefühl in allen Teilen trägt und sät und in kurzem Zeitraum sich schnell verbraucht. Unsere neue Zeit ist kräfteverbrauchend und auf unvernünftige Leistungsförderung eingestellt. Wer da nicht mitmacht, kommt bald auf tote Geleis. Immer mehr werden wir bei allen des vielbewunderten Maschinenzeitalters, während wir doch nach unserer Bestimmung Herren über alle Dinge sein sollten und auch nach unserer Anlage bleiben können.

Bedachten wir doch einmal das Leben, wie es sich uns in seiner Vielfältigkeit darbietet. Schlimmen, arbeits, kranken, stöhnen, alles das trifft man auf Schritt und Tritt an. Wie wenig Menschen gibt es, die noch an sich selbst und an ihre Zukunft glauben; denn jeder fehlt zu diesem inneren Glauben vieler die durch sich selbst erworbene Kraft und Zurecht. Gewiß, man darf nicht alle Menschen durch einen Spiegel sehen. Der größte Teil der Mitmenschen läßt sich vom Strome treiben, vertraut sich der nun einmal im geistlichen Führung gebornt an und ist gerne empfänglich für alles, was ihm Bequemlichkeit und Erleichterung schafft. Wenige sind sich ihres Menschstums in vollem Maße bewußt, gehen mit ihren Kräften sparsam und haben trotz starker Verbrauch durch produktive Tätigkeit stets Kräfte in Reserve.

Ein wichtiges Erfordernis zur Erlangung einer inneren Festigkeit ist eine gewisse Freiheit von Stimmungen und Zuständen, die unsere Lebenskraft unter Herdeninstinkt zerschütten und uns körperliche verformen lassen. Und das sind die Sorgen, die Sorgen, die Sorgen. Sehr, sehr oft macht man sich mehr Sorgen, als wie die Sorge überhaupt wert ist. Schon wir uns doch einmal einen Menschen an, den die Sorge plagt. Wie verzerrt er Gesicht und wie über seine ganze gute Erziehung ein bitterer Schimmer der Anfechtung und Gebundenheit liegt. Wird denn durch die Last der Sorge allein etwas geändert? Nein! Im Gegenteil, die Sorge ist fraktionierend, denn sie trübt den Blick für die notwendigen Schritte und Überlegungen, die vielleicht gerade in diesem Moment, wo die Sorge atmet, wichtig sind.

Der Mensch muß sich den Sorgen gegenüber sein Leben rationalisieren. Er muß sein Selbst reinigen, säubern und betreiben von solchen Einstellungen zu seiner Umwelt. Es ist unbestreitbar, daß ein beiderer, in sich gefestigt, immer tatkräftiger und munterer Mensch überall viel lieber gesehen wird, als ein sorgenvoller Griesgram, nicht nur weil er angenehmer im Umgang ist, sondern man sieht sich einfach lieber mit ihm ab und traut ihm auch in produktiven Sinne von vornherein mehr zu, als er tatsächlich zu leisten imstande ist. Dem sorgenvollen Menschen begegnet man höchstens mit Mitleid und lächelt insgeheim über seine Schwäche, die viele andere Menschen ausnützen.

Von Faust zum Kriminalroman

Der 70jährige Major a. D. als Brandstifter — Tragödie des Bürgerkriegs

Als die Staatsanwaltschaft den Schriftsteller Karl Strecker der Brandstiftung beschuldigte, äußerte er zu seiner Frau, daß er seinem Leben ein Ende machen müsse, falls man die schweren Anwürfe nicht zurücknehme. Als ehemaliger Offizier blieb ihm nichts anderes übrig. Verabschiedete sich von seinem Freund, dem bekannten „Presse“, doch zu bekennen, immerwährend er mit der Brandstiftung in seiner Wille zu tun hätte. Der Major a. D. lehnte mitleidig lächelnd ab. Erst im Kreuzverhör hat er gestanden, nach eingehenden protokollierten Studien sein Haus in Klein-Madonn angezündet zu haben. Als Motiv gab er an, Schulden gehabt zu haben, aus denen er nicht aus noch ein wußte. Die Versicherungs-

summe von 50 000 Mark sollte reinen Tisch schaffen. Also gewiß kein „ideales“ Motiv.

Strecker gehörte zur ersten Berliner literarischen Gesellschaft. Seine Wille fällt in die Kaiserzeit, wo er der gefürchtete Theaterkritiker der konservativen Täglichen Rundschau war. In diese Jahre fällt auch seine Tätigkeit als Dramaturg der Reinhardt-Bühnen. Er ist der Verfasser einiger Romane und Dramen, von denen ein Lustspiel „Das Krotobil“ über viele Bühnen ging. Auch eine Reihe wissenschaftlicher Schriften stammt aus seiner Feder — Biographien von Bismarck, Nietzsche, Kleist, Hebel, Strindberg und eine große Arbeit über Goethes „Faust“ nach dem Aufnahmestrich der Täglichen Rundschau wurde Strecker Theaterreferent auswärtiger rechtsprechender Richter. Nach ihm ist es der gebildete Offiziersgeist des Heeres in allen Premieren zu sehen.

Vor zwei Jahren erschien von ihm mitten zwischen Goethe-Studien und kritischer Tätigkeit ein Kriminalroman (bei Cotta), mit dem Romanroman „Rufe aus dem Dunkel“. Er handelt von der Geschichte eines Doppellebens, von dem raffinierten Kampf gegen die Kriminalpolizei. Das Milieu dieses Romans gibt das Berliner Polizeipräsidium ab, das selbe Gebäude, in das er nun wegen ähnlicher Delikte eingeliefert wurde. Sogar der Gerichtspräsident wird es sein, hier festzusetzen, ob der Mann, der das schrecklich, heilich schon mit dem Schuldbuch belastet war. Vielleicht suchte er auf diese Art weniger sich ausbreitender als Geld zu verdienen. Denn seine Hausarbeit nebst Wille traf allerhand Kapital.

Was uns an dem Fall Strecker interessiert, sind nicht diese kriminalpolizeilichen Kriterien, auch nicht die Tatsache, daß hier einer der „Großtäter“ zum Verbrecher geworden ist, sondern allein die soziale Seite des Falles. Hier hat sich etwas ereignet, was symptomatisch ist für das Bürgerkriegs-Verhalten. Tagtäglich lesen wir von dem Zerfall eines Bankiers, der Plünderung eines Mannes, dem Verschwinden eines Industriellen, den Unterschlagungen eines Großkaufmannes — was ist passiert? Die Staats- und Kirchenmoral war solange brauchbar, was alles seinen geordneten Gang ging, der arme arm, der Reiche reich und der liebe Gott ein guter Mann war. Jetzt, da die wirtschaftliche Verelendung alle Stufen erreicht und durcheinanderrüttelt, erweist sich die alte Erziehung und sittliche Standhaftigkeit des Bürgertums als ein Trugschluß. Es hat nichts, um aus dem Ansturm noch den Sinn zu lesen. Der Kapitalismus und die bestehende Gesellschaftsordnung sind kein Reich — mit ihrem Zusammenbruch verliert es sein Fundament. Es gibt nichts, worin es kämpfen, moran es glauben kann. Leute, die sich ihr Leben lang nichts haben aufbauen können lassen, werden zu Dieben und Betrügnern, ein 70jähriger Greis, hochangesehen und gewürdigt, wird zum Brandstifter und Versicherungserschlecker. Wenn es den Proletariats, die arbeitslos sind und hungern, im gleichen Proletariat wie den Bürgerlichen einfallen würde, ihre Lust nach Verbrechen zu nehmen — ganz Deutschland bestünde nur noch aus Strafgefangenen. Geht es einem Bürger dreht, resigniert er oder verweigert. Geht es dem Proletariat schlecht, dann... kämpft er. Für ihn ist die Welt mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus nicht zu Ende. Für ihn aber für seine Kinder der Kampf einmal hinter den Rücken des heutigen Staats- und Wirtschaftsbetriebes das Leben erst an. Und das gibt ihm die Kraft, inmitten einer Demoralisierung und Katastrophensituation die Richtung nicht aus dem Auge zu verlieren. H.E.

Ein Wunderkind bezieht Krankheiten. Man hat schon öfter von frühreifen Dichtern gehört, die bereits im arztlichen Kindesalter den Begehr besitzen haben, aber der Fall eines kleinen Mädchens, der im „British Medical Journal“ berichtet wird, steht doch bisher einig da. Nach den Angaben dieses englischen Fachblattes hat eine kleine Kalifornierin namens Verba schon im Alter von zwei Jahren und neun Monaten ihr erstes Gedicht verfaßt, und zwar behandelt sie darin die Ereignisse und Eindrücke, die sie bei einer Wagnerskonzert empfunden hatte. Diese merkwürdige Ereignis, sich von Krankheitsgefühlen durch hysterische Schüpfungen zu betreiben, letzte sie fort, indem sie mit 2½ Jahren ein kleines Poem unter dem Titel „Tonklinge“ verfaßte; sie bezieht darin ihre Beobachtungen bei der Entfernung der Nierenmandeln, die man an ihr vorgenommen hatte. Nun erzählt man, daß sie an einem fünfjährigen Drama arbeitete, dessen Inhalt schon durch den Titel „Von Bienenpeter zu den Wälen“ genaugen genaugen wird. Leider teilt die medizinische Zeitschrift den Wortlaut dieser erstaunlichen Schöpfungen nicht mit, aber wenn die kleine Verba so fortfährt, dann wird sie wohl allmählich sämtliche Krankheiten in Verle bringen und dadurch die Weltliteratur um ein dichterisches Lebenswerk bereichern, das nicht seinesgleichen hat.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

47 Nachdruck verboten

Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Da merkte sie mit Schaudern, daß er sich übergeben hatte und fühlte leeres Mitleid mit ihm.

„Komm, heil mich!“

Der Bauer blieb stumm. Nun las sie erst die Scherben sorgfältig auf, schleppte hierauf den schweren Mann nebenan in die Kammer, zog ihn aus, legte ihn in das Bett und band ihm ein in Essigwasser getauchtes Handtuch um den Kopf. Nun weiß er, wo Bartel den Most holt, denkt sie und geht in die Küche hinter der Küche, wo gegessen wurde. Da sah sie nun gebeut in ihrem Lehnstuhl, seinen Tropfen Blut im Gesicht und mit geschlossenen Augen. Dem bungenen Geinde dauerte es so lange, bis sie am Ende den großen Löffel ergriß und sich die Teller reichen lassen würde. Darum klapperten sie wie zufällig mit den Löffeln an den Tellerändern. Da schlug sie die Augen auf, suchte zusammen, sagte sich aber schnell und teilte die Suppe aus.

„Dr Herr ist krank“, sagte sie mit einer Stimme, die ihr selbst unbekannt vorkam. Niemand sah auf. Es schien ihnen durchaus gleichgültig zu sein. Scherfällia und mit betrübtem Blick bemerkte sie nach langem Schwelgen: „Er hat's im Kopf.“ Ihre Augen gingen fröhlich in die Runde; aber kein Knecht, keine Mad hatte einen bedauernden Laut auf den Lippen. Mit doppelter Sorgfalt wachte sie darüber, daß alle zu ihrem Recht kamen. Im Aufstehen haben sie schon zu ihr bin. Die Bäuerin lächelte wie in früheren Tagen sicher und gab den Knechten ihre Anordnungen für den Nachmittag. Am langen Rosen werden Baumlöcher ausgehoben, genau so wie im vorigen Jahr, mit demselben Abstand und mit derselben Tiefe. Jedenfalls hatten sie ihre Arbeit für den Rest des Tages und wußten, daß auf dem Hof noch Kommando war.

Von der Steffenwage hat sie am folgenden Morgen Weiswasser bekommen, was von der weißen Frau selbst gefodt worden war und auf ist, die Hirnaktivität zu stillen. Das fröhlich sie dem Fiebernden, so oft sie bei ihm eintrat, auf die Schläfe. Wechselnd damit wusch sie ihm die Stirn mit Essig- und Rosenwasser, darinnen Epheuölchen gefodt waren. Als nach zwei Wochen noch keine Besserung eingetreten war, rief die Ulmenhöferin den Arzt.

Ob dem Kranken eine schwere Last auf den Kopf gefallen sei? Daß sie nicht wußte. Vielleicht unglücklich geführt? Auch das weiß sie nicht. Jedenfalls hat ihn eine schwere Gehirnserütterung mit starkem Bluterguß in das Gehirn getroffen. Wäßriger Tod kann eintreten, man weiß nicht, vielleicht jahrelanges Siechtum. Empfehlenswert wäre es, einen Spezialisten zu Rate zu ziehen oder aber den Leidenden in eine Klinik zu überführen. Davon wollte jedoch die Ulmenhöferin nichts wissen. Wenn der eine Arzt nicht helfen kann, kann es der andere auch nicht. Warum das Geld zum Fenster hinauswerfen? So rüstete sie über dem Wohnzimmer eine Kammer und schloß ihn darin ein. Alles, was zu seiner Ordnung notwendig war, besorgte sie selbst. Böse Gedanken aber kamen in den ersten Wochen über sie, wenn sie in der Wohnstube bei irgend einer Arbeit sah und seine unruhigen Schritte nicht von Zeit zu Zeit über sich hörte. Wäßriger Tod kann eintreten, hatte der Arzt gesagt. Das vergaß sich, und das Herz wurde freier. Bedrückende Viertelstunden stellten sich hinfort nur noch ein, wenn Besuch kam, um den Ulmenhöfer zu sehen. Der hatte bin und wieder helle Augenblicke und konnte einmal erzählen, durch welchen Umstand er so schwach und arm geworden wäre. Darauf war er zwar bisher nie gekommen. Es konnte aber doch einmal geschehen. Die Bergänge in der Brandnacht hat er schon ausgeplaudert. Auf seine Welle.

„Hühnstaub vor ei Feuerde. Net ich? Schö! Neu, alles neu! Wei Bruder ei Ketz, ich ei Ketz. Alles beim Tanz. Fisch, brennt, Feuer. Hühnstaub vor ei Feuerde. Schö! Net ich? Doch ich! Yuhuhu. Der Babbenheimer tutsch.“

So ungefähr hatte das Gedächtnis des Warrers die Worte aufbewahrt, die ihm der Ulmenhöfer ins Gesicht geschickt hatte. Ob man das nun glauben konnte? Im Zusammenhang mit der Erzählung der Arbeiter, die den Neubau aufgeführt hatten, gab es ein mögliches und leicht erklärliches Bild von den Zusammenhängen. Dann wäre der Ludwig Steffen aber ungeschuldig, und der sagte gar nichts dazu. Sechs Monate brummen für nichts und wieder nichts? So Einer! Seine Mutter freilich hat immer und immer mit eiferndem Nachdruck seine Unschuld betont. Von allem Anfang an. Nebenfalls waren die Wollener überzeugt, daß an dem kranken Ulmenhöfer keinen Worten schon Wahrheit sein müsse. Die alten Frauen erzählen sich, daß kein Kopf unklar geworden sei, das sei die Strafe für sein gotteslästerliches Verhalten dem kranken Bruder gegenüber. Da, den Tod hat er im genebe. Steht das Haus an, daß er vor Schreck einen Lungen Schlag kriegen muß. Nun hat er die Vergeltung dafür.

Der Babbenheimer schweigt. Von den Schwärmern lernt man das Schweigen. Die Schweigensamkeit ist der erste Schritt auf dem Wege zur Glückseligkeit. Nicht ein einziges Wort kann man machen machen, was er erdulden mußte.

Einzig und allein an des Wabbenheimers Schuld glaubte nur der Nachtwächter. Aber der war ja immer geneigt, von Dingen zu erzählen, die einem schlimm ausgelegt worden wären, wenn man ihm kein freies Spiel ließ. Auch in Wällen mußte der Regel nach die Wahrheit hinter der Türe stehen.

Die Dorle Weil traf die Steffenwage in dem Städtchen.

„Nu hab ich wieder, was mir gehört. Mit dem blöde Mann muß mich sich abfinden.“

„Der Ulmenhof hat dr doch stets gehört?“

Es war ein eindringlich fröhlicher Ton, in dem die Steffenwage auf sie brang.

„Bei mein'm erste, beim Johannes, konnt ich arbeite un befehle wie un was ich wollt. Bei mein'm Bruder war das niks. Was der vor einer war! — Dr' Ulmenhof gehört in die Familie Weil! Als ob ich Geld mitebracht hätt? — Hier befehle ich! Un ich sollt nids sei. — Geht'r, arbeite un befehle un etwas unner m'r habe, das is mei Lebe. Vorwärts komme mit 'n Hof! Der Babbenheimer is grad so 'n Arbeiter. Arbeit, weil's ein'm Spas mach! Von der Sort gibt's net viel! Deshalb hatt ich 'n jo gern, un ich nahm 'n auch jetzt wieder.“

„Der bedant sich.“

„Als no! He hätt's gut.“

„De hätt was u sich.“

„Das weiß ich besser am Ende wie ihr, Wase. Ich hab geshafft un schaffe noch; aber dabei denk ich, mit mir selbst kann ich mach, was ich will. Ihr versteht mich doch? — Nun hab ich wieder die Gewalt u' 'n Hof, und da bin ich in mein'm Wele drin. Ihr sollt mal sehe, was ich aus 'n Hof noch machel! Schab, dr' Babbenheimer wir mer die best Hilt! Der Arbeit nach habe mer so' samme gehört, Wase. Un berentwesen hätt' ich 'n beschwade konnt, daß auch mal so einer 'n Hof hätt made kann, besser noch wie die große Herrn. Das hat ihn gepakt, Wase! Darum war he alles zuletzt zufriede. Sonst war he kalt und hart. Gott, is das ei Kerle! — Nu muß ich sehe, wie ich's allei pade. Wer ich pad's, Wase. Wofür, wofür? Vor wen? Schaba! Vor mich natürlich! Von mein'm Spas! Mit Spargeld u' die Raff' gebe, das is mei schönster Gang. Ich wär ja schon viel weiter, wenn mei Johannes net so viel verputt hätt! Die Tand un das Weferasene!“

(Fortsetzung folgt.)